

Hellmuth Matiasek

„Wir sind Narren“

Wo – wenn nicht hier an diesen beiden Stationen – in der Kirche MARIA REGINA MARTYRUM und im EVANGELISCHEN GEMEIDEZENTRUM PLÖTZENSEE – könnten wir tiefer angepackt werden vom Gedanken der Passion? Und wo wäre die Erinnerung buchstäblich näher dran an Kreuzweg und Foltertod, wie ihn Menschen hier erlitten haben, die hellstichtiger und mutiger waren als ihre Mitbürger in schrecklicher Zeit? Es war zugleich die schmerzlichste Passion unserer Deutschen Kultur- und Geistesgeschichte. Weltweit war das Entsetzen darüber, dass solches im Land der Dichter und Denker, der Tänzer und der Geiger geschehen konnte, einem Land, das mit die wichtigsten Beiträge zur Weltkultur geschaffen hatte - Weimar in symbolhaft grotesker Nähe zu Buchenwald !

Schon Jahrzehnte zuvor hatte der freundschaftliche Briefwechsel zwischen ROMAIN ROLLAND und STEFAN ZWEIG ebenso wenig den Giftgas-Terror von 1915 verhindern können, wie etwa der flammende Aufruf von HEINRICH MANN und KÄTHE KOLLWITZ die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 und die ganze nachstürzende Lawine der industriellen Menschenvernichtung, in der Massenmord das Regierungsprogramm war. Es zeigte sich als fürchterliche Narrheit, zu glauben, von Menschen geplante Katastrophen könnten von Künstlern, von der Besinnung auf künstlerische Werte abgewendet werden.

Soll uns also heute das Aschenkreuz auf der Stirn der Künstler daran gemahnen, dass nicht nur sie selbst aus Staub sind, sondern auch ihre Werke, ihre Botschaften, dass sie verstauben, ohne Wirkung bleiben auf die Narrheiten und Verbrechen der Zeitläufte? Soll es nach Auschwitz keine Gedichte mehr geben, wie es THEODOR WILHELM ADORNO verlangte, keinerlei Kunstgestaltung mehr an dieser Passion vorbei?

Nein! Nicht daran vorbei, aber der Passion mitten ins Herz geschrieben! So hat GEORG MEISTERMANN mit seinem Altargemälde in der Oberkirche von „Maria

Regina Martyrum“ die Vision vom Himmlischen Jerusalem ins Bild gesetzt und das Symbol des Lichts gegen das Grauen gestellt. Die menschnahen biblischen und zeitgenössischen Figuren des PLÖTZENSEER TOTENTANZES in der drastischen Handschrift von ALFRED HRDLICKA sind die Antwort auf Adorno. Tod, Gewalt und Hinrichtung fallen nicht unter das Tabu des Verschweigens, sie werden zum Thema. Es sind keine frommen Andachtsbilder, sie fordern zum Handeln heraus. Hrdlicka selber musste seinen Kreuzweg gehen, als wir gemeinsam 1980 sein Friedrich-Engels-Denkmal neben der Wuppertaler Oper enthüllten, wo dann jugendliche Stoßtrupps mit Landsknechtstrommeln aufmarschierten und mit roter Farbe die weiße Marmorskulptur auf Dauer grausam in rosa umfärbten. (In Wien machen die Leute heute noch einen Bogen um Hrdlickas kniende jüdische Elendsfigur auf dem Albertinaplatz).

Erschüttert durch den Legitimationsdruck, die Welt verändern zu sollen, gleichzeitig aber von ihrer Ohnmacht gegenüber der realen politischen Wirklichkeit zu wissen, ist heutigen Künstlern die Suche nach ihrem eigenen Kunstauftrag zur Hauptaufgabe geworden. Von der Kunstfreiheit spricht man viel, auch von Narrenfreiheit und es scheint, als hätten sich die Künstler in den letzten Jahrzehnten lieber diese buntscheckige Jacke angezogen, als Uniform, Gesellschaftsfrack oder Soutane. Das hat tatsächlich mit Freiheit zu tun oder wenigstens mit der Sehnsucht danach. Zu keiner anderen Zeit als der, die wir voller Skrupel die unsere nennen, waren Kunst und Künstler versessener darauf, sich von der alten Priester-ähnlichen Rolle im Dienste des Schönen, Wahren und Guten loszureißen, aus Institutionen wie Staat, Kirche, Schule, Ehe, Familie auszubrechen, als seien sie die Folterkammern für Geist und Talent, um lieber in Biedermanns Haus die Brandstifter zu spielen. Die vergangenen Kriegsbarbareien waren Stolperschwellen geworden für den kindhaften Glauben, der Vater werde es schon richten, oder aber der Kaiser, der Papst, letzten Endes Gott. Der alte Himmel war eingestürzt, zum befahrbaren Weltraum herabgestuft worden. Auf einem dermaßen pluralisierten Globus ist der sich als Individualist verstehende Künstler aber oft auch nur der Mitläufer einer bunten Meute, aus der die Spaßgesellschaft ihre Idole oder Stars,

Provokateure, Bürgerschrecks oder Hofnarren auf den medialen Laufsteg schickt. Das „Jedermann-Spiel vom Sterben des reichen Mannes“ sollte ursprünglich wie zu Aschermittwoch an Tod und Vergänglichkeit erinnern; Stattdessen erzählen die Hauptdarsteller heute, dass sie in Salzburg wie die Faschingsprinzen der Saison herum gereicht werden.

Als wäre die Künstlerschaft in diesem postmodern verwirrten Zustand eines besonderen Trostes bedürftig, haben die beiden großen Kirchen eigens ihre Künstlerseelsorge, mit kompetenten Kunstbeauftragten, bereit gestellt, wie sie sonst nur Schwerkranken, misshandelten Kindern und Gefängnisinsassen zu Gute kommt. Erstaunlich und erfreulich auch, den Künstlern einen eigenen Tag im Kirchenjahr einzuräumen. Dass es der Aschermittwoch sein soll, ist erst recht ein segensreicher wie auch raffinierter Einfall eben dieser Kirchen: ist das nicht eine Aufforderung zur Selbstbesinnung, aber auf einem Forum, das den Künstlern die Frage geradezu aufzwingt: wie habt ihr 's eigentlich mit der Kirche? Was habt ihr gegen sie, die doch in letzter Zeit so deutliche Zeichen gibt, dass sie auch eure Kirchen sein wollen? Überdeutliche Zeichen eigentlich, not-deutliche Zeichen. Und was treibt euch an, genauso stark wie das Bemühen um eurer künstlerisches Schaffen, immer wieder in die Hand zu beißen, die euch füttern will – materiell oder spirituell - mag es nun die so genannte öffentliche Hand sein, die Subventionen verteilt oder die, welche im Handschuh eurer religiösen Oberhäupter steckt?

Es sind Aschermittwochsfragen und ich irre mich gewiss nicht in meinen dichtenden, malenden, spielenden, Musik vollführenden Kollegen, wenn ihnen dieser Tag nicht allein das Nachdenken über Buße, Tod und Aschenkreuz weckt, sondern auch das gewisse Aufbegehren, das wir unserem Künstlerauftrag schuldig zu sein glauben und das man ja auch von uns erwartet. Kirche und Kunst haben es da nicht leicht miteinander. Auf der einen Seite – die Kirchen, gestützt auf die biblischen Offenbarungen und die Botschaft Jesu Christi, aber auch voller Sorgen über ihre wankelmütigen Bekenner. Auf der anderen Seite die Kunst mit ihrem schizophrenen Auftrag, kulturelle Traditionen weiterzureichen und doch immerzu Neues zu erfinden – sozusagen

eine schöne alte Ochsenkutsche mit Düsenantrieb zu steuern, mit nicht geringeren Sorgen um ihre Akzeptanz. Das scheint weit auseinander zu liegen. Die Vorstellung, diese beiden hätten sich Seite an Seite auf den Weg machen können, um sich unter dem heutigen Horizont tiefster kultureller Umbrüche neu und gemeinsam für die Ewigkeitswerte, für Seele, Geist und Transzendenz zuständig zu erklären, das ist doch Utopie, zu schön, zu unwahr.

Mit einer Art Heimweh müssen wir an eine Zeit zurückdenken, in der PAUL GERHARD, der Vierhundertjährige, mit seinen von tiefer Gläubigkeit gesegneten Liedern noch direkte Zwiesprache mit seinem Herrgott halten konnte. GERHARDS religiöse Gedankenlyrik ist eine Sternstunde der Christlichen Kunst und eine Brücke der Ökumene.

Der neuen Kunst ist in der Zeitspanne zwischen dem Datum der Plötzenseer Passion und dem Datum der Ausrufung der vernetzten Informationssysteme als Heilserwartung alles Pathos, alles Vertrauen auf gültige klassische Formen abhanden gekommen. Sie darf nicht mehr „zustimmen“, muss alles Heutige verdächtig machen, ihr Metier ist Kritik und Spott, Zweifel und Ironie. Künstler sind ziemlich immun gegen vereinnahmende Ideologien. Sie wollen provozieren, nicht wohlgelitten in der Kirche oder anderen Vaterhäusern sitzen, schon aus Sorge, die väterliche Umarmung könnte atemberaubend sein. Der Künstler will sich auf seine eigene anarchische Kraft besinnen, will sich nicht einordnen lassen, fühlt sich als Einzelkämpfer, er allein gegen den Rest der Welt. Ist er also auch sein eigener Prophet? Zimmert er sich mit seinem Kunstwerk zugleich die Perspektive einer, seiner Privatreligion?

Der Münchner Kunstprofessor WIELAND SCHMIED erregte vor einigen Jahren auf einem Berliner Symposium Aufsehen mit seiner These, dass in der Autonomie des Künstlers, selbst dort, wo er mit seinen Werken aneckt und verschreckt, auch etwas von der Unmittelbarkeit des Heiligen Geistes spürbar werde. Kein Geringerer als ROMANO GUARDINI scheint das zu bestätigen, wenn er schreibt: „Künstler sein heißt, um den Ausdruck des verborgenen Lebens ringen, auf dass es, ausgesprochen, *da sein* könne. Es ist das Abbild göttlichen Schaffens, von dem es heißt, dass es die Dinge gemacht hat, *ut sint*.“

Auch GERHART HAUPTMANN, der Goethehaupt-Mann aus dem schlesischen Agnetendorf, rückt die Künstlerthematik ganz nahe an die Jesus-Thematik. In seinem Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ (1910) traut er einem verirrtten und verkannten Außenseiter und seinem Scheitern die Nachfolge Christi zu und setzt damit dem Urbild des Künstlers ein Denkmal. Gerhart Hauptmann muss bibelfest gewesen sein und in das Buch der Bücher gegriffen haben, wo es im I. Korintherbrief des Apostel Paulus (4, 10) heißt – (ich nehme dem Schauplatz zuliebe die Luther-Übersetzung) - : „Wir sind Narren um Christi willen, ihr aber seid klug in Christus; wir schwach, ihr aber stark...“ Hauptmann lässt seinen Emanuel Quint von einem gewaltigen Sendungsbewusstsein ergreifen, durch eine Welt voller Widerstände irren, Anhänger (Fans!) gewinnen und verlieren. "Jedes wahre Genie hat etwas von Jesus Christus" notiert sich Hauptmann, ein Kerngedanke, der um die vorvorige Jahrhundertwende von Oscar Wilde bis Leo Tolstoi präsent war und durch diese Erklärung nicht nur den Künstler als eine Christushafte Existenz, sondern auch ein ganzes Jesus-Bild neu definierte. Aber auch der Begriff des "Narren" mit dem hohen Anspruch, der einzig Weise vor Christus zu sein, verknüpft sich mit dem Passions-Bild des von seinen Zeitgenossen nicht erkannten und beachteten Künstlers, und wird in dieser unserer aus allen Himmeln gefallenen Gegenwart zu einem Ausdruck für die utopische Qualität des menschlichen Denkens schlechthin. Unser Sprachverständnis erlaubt es ja auch, „Passion“ als Leidenschaft, nicht nur als Leidensweg zu begreifen, nur der „passionierte“ Künstler ist wirklich einer. Und auch die Kirchen scheinen ihre Zukunft in die Hände leidenschaftlich sich bekennender Christen gelegt zu haben.

Künstler und Kirchenvertreter müssen nicht unbedingt Hand in Hand durch den Irrlichter-Wald des Internet-Zeitalters laufen, wie einst Hänsel und Gretel. Genug, zu wissen, dass die Kirchen ihr Dach für alle anbieten wollen und können, die für ein offenes Selbstgespräch im Dienst einer neuen Humanitas bereit sind. Die geschwätzigte Forderung, die Kirche möge sich jeder neuen Wendung des Zeitgeists öffnen, statt dessen würdigen Gegenpol zu behaupten, ist sehr kurzsichtig. Es kann, gerade für uns Künstler von hohem Gewinn sein,

dass uns die Kirche manchmal nicht versteht, und wir nicht sie. Würden uns unsere Priester auf Schritt und Tritt bei unseren Abenteuerreisen in die Gegenwelten der Kunst nachfolgen wollen, es wäre um die Freiheit der Kunst ebenso schlecht bestellt, wie um die Integrität und den Grundauftrag der Katholischen wie der Evangelischen Kirche. Wir haben die Beispiele anderer Religionen vor Augen, wohin es führen kann, wenn sie das Alltagsgeschäft der Politiker oder der Künstler an sich reißen und wir sollten sie nicht um die Zahl und den Fanatismus ihrer Anhänger beneiden. Man muss nicht religiös sein, um Kunst zu machen. Aber man muss auch nicht als Künstler in Frage gestellt und als Anhänger der „Sinnsucher-Mafia“ diffamiert werden, wenn man sich der Religion annähert, so wie das manchen von uns heute widerfährt. Kirchenkritik darf es geben, aber sie soll kein Pflichtfach für alle sein, die eine künstlerische Tätigkeit ausüben.

"Wir sind Narren" - "ihr seid Kluge" - damit hat Paulus, der gewiss seine Saulus-Erfahrung nicht missen mochte, offensichtlich die "Weltklugheit" gemeint und wie ein guter Satiriker ironisiert. Ein tiefes Misstrauen zu den „klugen“ Errungenschaften der heutigen Welt, egal ob medial vernetzt oder synergetisch digitalisiert, und die im Grunde doch wetterwendische Akzeptanz unserer kulturellen Beiträge lässt uns Künstler unsere Narrenrolle mit Stolz ertragen. Die Mehrheit der Gesellschaft ist nicht auf unserer Seite, wenn ein neues Musikstück uraufgeführt wird und die Kirchgänger oft auch nicht, wenn ein Christusbild von der Hand eines lebenden Malers wieder einmal nicht den erhabenen Schmerzensmann darstellt. Das Gespenst der "entarteten Kunst" scheint immer noch seine Geisterstunden abzuhalten. Es ist aber auch nicht zu leugnen, dass neue Kunstrichtungen oft weniger die Vielfalt der Moderne darstellen, als die Einfalt des Modischen. Gerade die dem Publikum anvertrauten Künste wie das Theater, definieren sich lange schon ausschließlich über Tabu-Brüche und haben so, am Menschen vorbei, einen bösen Karneval losgelassen. Die Wirkung der Provokationen lässt schon nach, und der inhaltliche Aschermittwoch der Künstler, die sich auszogen, um das Gruseln zu lernen, ist schon eingeläutet.

Nicht sehr viele von uns beziehen ihre Inspiration aus dem Glauben. Aber die meisten leiden an einer Passion des Unbehagens, dass in der "Klugheit" dieser Welt, die noch dazu neue Säkularisierungsschübe erhalten hat - auch durch die Deutsche Wiedervereinigung - in den Veröffentlichungen dieser "Klugen Welt", in der wir lieber die Narren sein wollen, so gut wie nichts über das hinausweist, was Menschenwerk schaffen kann, in die Meta-Sprache einer von uns nur zu glaubenden, niemals zu berechnenden Gotteswahrnehmung. Wir aber wissen von ihr. Wir erfahren von ihr, wenn "etwas in uns" spricht, spielt, die Farben und die Noten setzt. Selber noch Suchende und Wartende, horchen doch wieder viele von uns kunst-treibenden Narren aufmerksam zur Kirche hin, in die Richtung derer, die ihren „Godot“ schon gefunden, ihn schon begrüßt und bewirbt haben. Das soll gesagt sein an einer solchen Passionsstätte, wo schmerzgeborene große Kunstwerke die gemeinsame Zuversicht ausdrücken, in keinem Gott-verlassenen Erdenraum zu leben. Das sollen unsere Kirchen wissen, mit denen wir ja in einer fruchtbaren Asymmetrie leben wollen, in einem guten Geist der gegenseitigen Achtsamkeit, mit der sich ja auch die beiden Geschwisterkirchen aufeinander zu bewegen. Hierin kann uns die Ökumene ein großes Vorbild sein, wenn sie auf der gemeinsam bespielten Orgel einen mehrstimmigen Akkord greift und das schöne Register der „vox humana“ zieht.

Unsere Szene ist die heutige Welt. Deshalb auch sind die Dialoge so zerstückelt, und die Bühnenbilder manchmal so scheußlich. „Ein Spiegel der Zeit“, so will es Shakespeare, soll das Theater sein, daher blicken uns manche Fratzen entgegen. Da treten Könige und Bettler auf, Prinzessinnen und Nutten, Helden und Anti-Helden. Wir mögen sie eigentlich alle nicht, sie erinnern uns zu sehr an die Schmerzen, an die großen und kleinen Passionen, die uns ihre Zwillingstypen im wirklichen Leben schon zugefügt haben.

Aber dann tritt ein unansehnlicher, leicht zu überhörender Mensch auf, er kommt nicht über die große Mittelstufe herab, er windet sich zur Seite herein. Das Geld der Theatergesellschaft scheint für sein Kostüm nicht mehr gereicht zu haben, es ist geflickt. Er sieht darin aus wie eine ziemlich kaputte Harlekinspuppe, der schon das Sägemehl aus dem Hals rinnt. Er hat den

Charme der Ungeschicklichkeit, das ist Humor. Er wirft seine Schellenkappe in die Arena. "Schafft den Narren fort" - kreischt die Prinzessin, denn was er zu erzählen hat, ist ziemlich unangenehm. Er ist frech und die anderen hohen Herrschaften auf der Bühne, mit Krone, Zylinder und Bischofsmütze müssen sich oft über ihn ärgern. Aber er sagt die Wahrheit. Es ist ein Narr, ein Künstler, wenn wir Glück haben, ein "Narr in Christo". Wir sollten ihm zuhören.

„Künstlerrede“, Berlin, Evangelisches Gemeindezentrum

Aschermittwoch der Künstler, 21. Februar 2007.